

*Diskussionsbeitrag von Jiří Pešek, Prag*

*Frische Luft in der tschechischen Geschichtswissenschaft*

Der zur Diskussion gestellte Aufsatz von Robert Luft gehört zu den anregendsten Texten über die aktuelle Lage und Vergangenheit der tschechischen Geschichtsschreibung, die mir in der letzten Zeit begegnet sind – einschließlich der Referate des Ersten Tschechischen Historikertages vom Herbst 1993. Der Autor stellt eine Menge relevanter Fragen und sucht konsequent nach treffenden, manchmal auch unbequemen Antworten. Zu einigen Problemen möchte ich einige – eher erklärende – Thesen aufstellen.

*Zur Schlüsselrolle der Publikationsmöglichkeiten im Vergleich zu den Forschungsbedingungen*

Bei Betrachtungen der Zeit vor der Wende muß notwendigerweise zwischen den Forschungs- und Arbeitsmöglichkeiten der Zeithistoriker und der Historiker älterer Epochen (bis 1918) unterschieden werden. In der schlimmsten Lage befanden sich in jeder Hinsicht die „nichtoffiziellen“ Zeithistoriker. Es war fast unmöglich, wichtigere zentrale Quellen zur Zeitgeschichte zu benutzen, mit Ausnahme der durch Aleš Chalupa betreuten Nachlässe und Bestände im Archiv des Nationalmuseums Prag und einigen anderen. Für die meisten anderen Archive benötigte man – auch bei ganz „unwichtigen“ Themen – spezielle Bewilligungen oder mindestens eine offiziell bestätigte Auftragsbescheinigung, die „gut bekannte“ ebenso wie „unbekannte“ Historiker kaum erhalten konnten. Im Gegensatz dazu bestanden bei fast allen Themen der Geschichte vor 1918 und entsprechenden Archivbeständen nur selten Beschränkungen. Es war nur eine Frage der grundlegenden Anständigkeit und Verantwortlichkeit des einzelnen Archivars, daß die Quellen allen Forschern ohne politische Auswahl zugänglich wurden. Schwieriger war dagegen die Benutzung der Literatur, doch gab es immer wieder Möglichkeiten, diese Schwierigkeiten mit Hilfe von Freunden oder Bekannten zu überwinden.

Das Hauptproblem lag aber bei den Publikationsmöglichkeiten: Dies betraf Forschungsergebnisse, besonders synthetische Studien ebenso wie Besprechungen und Diskussionen. Eine wesentliche Rolle spielte dabei die Bereitschaft derjenigen Historiker, die – zumindest teilweise – in „offiziellen“ Stellungen geblieben waren und die bereit waren, die Arbeiten verfolgt oder in die „graue Zone“ gedrängter Kollegen, aber auch die Arbeiten der Masse politisch „nichtengagierter“ Forscher zu publizieren. Diese „offiziellen“ Historiker verhalten den anderen, wenigstens in der Fachwelt präsent zu bleiben oder gar erst einen Zugang in die „gelehrte Zunft“ zu finden. Diese Publikationsmöglichkeiten spielten für das Selbstbewußtsein und die geistige Gesundheit der „grauen“ und besonders der verfolgten Historiker eine außerordentlich große Rolle.

Die „wissenden“ (oder zumindest „blinden“) Institutsleiter, die „Verantwortlichen Redakteure“ (sicher meistens Parteigenossen) und andere Mitarbeiter von Zeitschriften wie Husitský Tábor, AUC-HUCP, Studia Comeniana et Historica, Ústecký sborník historický, Pražský sborník historický, Vlastivědný sborník Podblanicka usw. haben in diesem Sinne eine große Arbeit zugunsten der „nichtnormalisierten“ Geschichtswissenschaft geleistet. Es ist aber heute schwierig, über diese „Ehemaligen“, die ihre Posten nach der Wende oft verließen oder verlassen mußten, offen zu schreiben: Es könnte leicht eher als eine Denunziation denn als ein Lob erscheinen. Fraglich bleibt auch häufig, wo eigentlich die Grenze zwischen Hilfe und Verfolgung lag. Von Fall zu Fall konnte es verschieden sein.

Ein Beispiel dafür sind die Pilsener Tagungen und Ausstellungen zu Geschichte, Kultur- und Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, die von „Jungen“ (Prahel, Ottlová, Hojda etc.) an der Prager Nationalgalerie und am Institut für Kunstgeschichte der Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufen wurden. Sie mußten stets neu für das Überleben der Konferenzserie gegen die Leitung der eigenen Institutionen, zugleich

aber auch mit deren Hilfe gegen die regionalen und lokalen Parteifunktionäre in Pilsen sowie gegen „höhere“ Denunziationen kämpfen. Mutatis mutandis war dies auch anderswo der Fall. Integre Persönlichkeiten wie der Aussiger und später Pilsener Archivar Ivan Martinovský, Veranstalter von öffentlichen Vorlesungsreihen mit „verbotenen“ Historikern und Redakteuren unabhängiger, über die Lokalgeschichte hinausgreifender Sammelbände, mußten nicht nur viel Mut, sondern auch viel Glück haben, um solche Aktivitäten auf Dauer aufrechtzuerhalten. Als Problem kam hinzu, daß die meisten bedeutenderen dieser Wissenschaftler zur Prager Gesellschaft gehörten, auch wenn sie ihre Aufsätze, Besprechungen oder Ausstellungen „in der Provinz“ realisierten – ein Problem, über das auch auf dem Prager Historikertag 1993 mehrfach gesprochen wurde.

Wie bereits gesagt, hatten Zeithistoriker, auch diejenigen, die sich von dieser Epoche abwandten, praktisch bis 1989 keine Chance, öffentlich zu publizieren. Möglicherweise suchten sie diese in den letzten Jahren des Regimes aber schon gar nicht mehr und wandten sich weiter nur an die vertrauten Samisdatorgane wie die *Historické studie* und verschiedene andere Sammelbände. Doch auch die „Grauen“ publizierten in den achtziger Jahren in manchem „inoffiziell“ getippten Sammelband. Ich erinnere mich vor allem an die privaten Festschriften für Ivan Hlaváček, Rostislav Nový, Jaroslav Kolár oder Oldřich Blažíček. Gerade der letztgenannte Sammelband, der später im Druck erschien, wurde in der „offiziellen“ kunsthistorischen Zeitschrift *Umění* zitiert. Dies wurde damals als Symbol der beginnenden Mischung früher streng getrennter Sphären verstanden. Die späten achtziger Jahre zeigten vereinzelt schon ein hilfreiches Chaos und die Unsicherheit der ideologischen und machtpolitischen Wächter.

#### *Die Situation der späten siebziger Jahre*

Bezüglich der Entwicklung in den späten siebziger Jahren sollte nicht der erfolgte Generationswechsel vergessen werden. Um 1980 verließ eine neue, politisch praktisch „unbelastete“, gleichzeitig aber parteipolitisch wenig engagierte, forschungshungrige Generation von Historikern die Universitäten und übernahm die unteren Positionen in Archiven, Bibliotheken oder Museen etc. Sie begann die Lücken auszufüllen, die durch die großen Säuberungen entstanden waren. Es war die skeptische „graue Generation“, die sich an der älteren Geschichte und an politisch nicht zu „heißen“ Themen orientierte und die unbeabsichtigt manchmal in Konflikt mit eifrigen linientreuen Geschichtskontrolleuren geriet (so Kučera, Rak, Svatoš im Fall „Bohuslav Balbín“). In den achtziger Jahren spielte dann meist die übertriebene alltägliche Angst der offiziellen Repräsentanten des Faches eine größere Rolle als deren bloße Dummheit oder gar fortbestehende Bösartigkeit.

#### *Zur Frage des Marxismus*

Es ist schwierig zu bestimmen, was eigentlich der „offizielle“ Marxismus war. Sicherlich handelte es sich dabei nicht um die Lehren von Marx oder Engels. Spätestens seit Ende der siebziger Jahre galten diese als „veraltet“. An manchen Hochschulen gehörten die Werke von Marx schon damals nicht mehr zur Pflichtlektüre. „Wissenschaftliche Kommunisten“ hielten Seminare zur „Kritik der Leninschen

Klassentheorie“ ab, in denen die alten Postulate bereits als untragbar und durch den geschichtlichen Fortschritt als überholt vorgestellt wurden. Was blieb, war nur eine völlig unklare und ideologisch willkürliche Wortklauberei. Verglichen damit konnten die ehemaligen, durch die eigene Lebenserfahrung „deformierten“ Marxisten ihre geschichtlich anthropologischen Konzepte weiterentwickeln, die besonders durch Beiträge des Strukturalismus, der Annales-Schule und deren polnischer (!) Verarbeitung aktualisiert wurden. Die philosophischen Hausseminare – so von Jan Patočka – pflegten aber kaum Kontakt mit den zahlreichen Privatseminaren oder Gesprächsgruppen der Historiker. Die Zusammenführung z. B. von Ontologie oder Phänomenologie mit der Geschichtsforschung steht daher bis heute noch aus. Die jetzige tschechische Historikerschaft besteht im Prinzip aus Menschen ohne systematischere moderne philosophische Ausbildung und Erfahrung.

### *Die „Großmogule“ des Faches*

Keinesfalls teile ich die Auffassung, man solle „die dringend notwendige inhaltliche und methodologische Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Großmogulen“ beginnen. Diese Arbeiten wurden von der „sich mit den Quellen beschäftigenden“ Zunft schon bei ihrem Erscheinen weder als bahnbrechend noch als Wissenschaft betrachtet. Die Publikationen waren Teil des Ritus der „herrschenden Religion“, kaum Erfolg einer ideologisierten Wissenschaft. Es genügte, nur aus den „offiziellen“ Arbeiten zu zitieren. Mit einigem Abstand wird es sicherlich einmal ganz interessant sein, – vielleicht im Rahmen einer Dissertation – diese Mischung aus Geschichtswissenschaft, Ideologie, Denunziationen, persönlichen Auseinandersetzungen, Lügen und Bosheit zu analysieren. Es gehört aber auf keinen Fall zu den dringlichen Aufgaben der heutigen tschechischen Historiographie. Vorrangig ist dagegen die analytische Durchdringung der (kleinen) gut gemachten Forschungs- und Editionsarbeiten.

### *Zum Vergleich mit der DDR-Historiographie vor und nach der Wende*

Die tschechische Historiographie wurde in den letzten Jahrzehnten durch politische Umbrüche in nur teilweise miteinander kommunizierende Gruppen gespalten. Einige dieser Gruppen waren in der Lage, weiter „handwerklich“ – genauer „entideologisiert“ (die Ideologie blieb das Vorrecht der Mächtigen) – zu arbeiten, ohne öffentlich „die großen Fragen“ der Geschichte zu stellen. Letzteres wurde eine Hauptaufgabe der Dissidenten und der inoffiziellen Publikationen, die diese zumindest in einigen Bereichen auch erfüllten. In der DDR dagegen war die Geschichtswissenschaft stärker und kontinuierlicher mit der Entwicklung der offiziellen Ideologie und ihren Veränderungen verbunden.

Es gibt noch einen wichtigen Unterschied zwischen beiden Historiographien: die ostdeutschen Wissenschaftler müssen angesichts der Flut westdeutscher Konkurrenten ums Überleben kämpfen. Als einzige Rettungsmöglichkeit bleibt das Purgatorium durch Selbstkritik. Und im Westen Deutschlands sieht man es um so lieber, je weniger man selbst auf diesem Felde nach der Epoche des Nationalsozialismus Erfolge erzielte. Die Tschechen stehen nicht unter einem solchen Druck. Es gibt auch keine

Ersatzgarnitur im Lande! Vielmehr gibt es viele unbesetzte Stellen, nur wenige engagierte Hochschulabsolventen für die schlecht bezahlten Historikerstellen, viele praktische alltägliche Schwierigkeiten in Forschung, Lehre und bei der Publikationstätigkeit, so daß – mit wenigen Ausnahmen – fast alle arbeitsbereiten Historiker die Möglichkeit haben, im Fach (weiter) zu arbeiten.

*Zur Häufigkeit der „Nischen“ und zur Frage der Beziehungen zu den Historiographien anderer kommunistischer Staaten*

Nischen eröffneten sich – meiner Meinung nach – in erster Linie nicht durch Lücken in Kontroll- und Zensurmechanismen, sondern aufgrund der Fähigkeiten und der Bereitschaft der Mehrheit unter den tschechischen Historikern, im machtpolitisch gegebenen Rahmen trotz allem weiterzuarbeiten, d. h. weiter zu lehren, zu forschen, zu lernen, zu diskutieren und zu schreiben. Sehr hilfreich waren in dieser Hinsicht vor allem die verhältnismäßig intensiven Beziehungen zur polnischen Historiographie. Die Rolle der tschechisch-polnischen (weniger der polnisch-tschechischen) Beziehungen ist ein Kapitel, dessen analytische Aufarbeitung zu den wichtigeren aktuellen Aufgaben der heutigen tschechischen Geschichtswissenschaft gehört.

*Die Konzentration auf die eigene Nationalgeschichte*

Die geringe Beachtung der nichttschechischen Geschichte ist eine – fast möchte man sagen: ewige – tschechisch-böhmische Historikerkrankheit, ein Drachen, mit dem schon jahrhundertlang zu kämpfen ist. Die meisten kampfbereiten Prinzen erzielten aber immer nur einen begrenzten Erfolg. Im Vergleich mit amerikanischen oder vielen westeuropäischen Historikern, aber auch polnischen und ungarischen Kollegen sind tschechische Historiker fast immer auf die eigene Geschichte orientiert, wenn auch zum Teil in einem breiteren Kontext. Schon das Interesse an der nichttschechischen böhmischen Geschichte gilt als etwas Ungewöhnliches und ganz Neues. Das heißt zwar nicht, daß es keine Amerikanistik oder Osteuropaforschung gibt, doch stehen diese Fächer stets am Rande der tschechischen Geschichtswissenschaft. Immer noch bildet es eine Ausnahme, wenn große Themen aus der Geschichte der Nachbarländer in Tschechien bearbeitet werden.

Dem Diskussionsbeitrag von Luft ist insoweit zuzustimmen, als diese traditionelle Orientierung in der aktuellen europäischen – nicht nur historiographischen – Situation mit all ihren neonationalistischen Schwierigkeiten neue Kraft bekommen könnte, da extreme oder nationalistische Interpretationen seit den sechziger Jahren zwar (ebenso wie anderswo in Europa) relativiert, aber keineswegs völlig diskreditiert wurden. Ich sehe nur eine Möglichkeit, diese Situation zu ändern: die tschechische – vor allem zeitgeschichtliche – Forschung muß intensiver als bisher in breitere europäische Strukturen verflochten werden; ähnlich wie die deutsche seit Ende der vierziger Jahre. Dies wird überwiegend die Aufgabe einer neuen Historikergeneration sein, daher ist mit einer längeren Übergangsepoche zu rechnen. Auch die Zitate Peter Rassows nach dem Krieg sind eher als Ausdruck eines damaligen deutschen Wunsches und nicht als Beschreibung eines schon laufenden Prozesses zu verstehen.

Daher bin ich der Meinung, daß die relativ starke und in mancher Hinsicht sehr

erfolgreiche tschechische Geschichtsschreibung (z. B. im Bereich der Frühen Neuzeit) dem Teil der deutschen Nachkriegshistoriographie, der einen Ausweg aus den engen Grenzen der Nationalgeschichte ins Europäische suchte, relativ nahesteht. Das interessante Buch Antonín Kostlans über den tschechischen Historikertag von 1947 und seine Vorgeschichte zeigt sehr deutlich, daß die Orientierungs- und Strukturprobleme der tschechischen Geschichtswissenschaft weder nach 1968 noch nach 1948 begannen, sondern schon in den Jahren unmittelbar nach dem Kriege, wahrscheinlich aber sogar in der Zwischenkriegszeit ihre Wurzeln haben. Mancher Irrweg der kommunistischen Geschichtsschreibung hat somit eine deutliche vorkommunistische Vorgeschichte. Hier stellt sich vor allem die Frage „Warum?“.

Es braucht keine Selbstkritik, kein „Poučení z krisového vývoje“; notwendig ist eine sachliche Inventur der unter fast durchgängig schwierigen Bedingungen (gut, schlecht, aber doch) gemachten und auch der nicht realisierten (vergessenen, verbotenen, unangenehmen) Arbeiten im Bereich der Geschichtsforschung, der Geschichtsreflexion und des Geschichtsunterrichts. Und danach muß hart daran gearbeitet werden, um die „weißen Flecken“ auszufüllen, die strukturellen Lücken zu schließen und die junge Historikergeneration für neue Aufgaben und Bedingungen vorzubereiten. Wichtig ist aber vor allem, relevante und interessante Fragen zu stellen und diese im gesamteuropäischen historiographischen Kontext und Gespräch zu bearbeiten. Die Studie von Robert Luft hat uns in diesem Sinne geholfen.